Die Freiheitsidee bei Schiller.

Zur hundertjährigen Geburtsfeier des Dichters.

Zu allen Zeiten sind Apostel der Freiheit aufgetreten, und auch mancher Dichter hat dieses schöne Wort auf seine Fahne geschrieben. Aber wie viele dieser Apostel sind falsche gewesen, und von den Dichtern, wie viele haben dadurch weder der Freiheit noch der Dichtung genützt! In die Vorstellung der Freiheit trugen sie ihre dichterischen Phantasien; die Dichtung verfälschten sie, indem sie dieselbe zur Dienerin eines äußeren Zweckes machten.

In diesem Sinne ist Schiller weder ein Dichter noch ein Apostel der Freiheit gewesen, er hat mit seinen Dichtungen keine Tendenz verfolgt, und doch zieht sich bei ihm durch Dichtung und prosaische Schrift in den mannichfachsten Formen die Idee der Freiheit. Sie ist das Grundprinzip, aus welchem er den Begriff der Sittlichkeit wie der Schönheit und Kunst herleitet, und da es ihn trieb, seine Ideen unmittelbar im Gedicht zum Ausdruck zu bringen, so tritt uns auch dort auf mannichfaltige Weise die Idee der Freiheit entgegen. Er dichtet nicht, um diese Idee darzustellen, sondern weil sie ihn erfüllt und er ein Dichter ist, stellt er sie dar.

In den ersten Dichtungen, lyrisch wie dramatisch, fehlt noch die Erkenntniß des schönen sittlichen Gleichmaßes, das schon die Alten als Nemesis verehrten, und der Jüngling, der von sich singen konnte:

Kühn durch's Weltall steuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken*), —

der mußte wohl anfangs hinaussteuern in ein aufgeregtes, überdies ihm unbekanntes Meer. Losgerissen von der ersten jugendlichen Einfalt und Einheit, außerdem unter lästigem äußeren Zwange, stellt er sich auf den Kriegsfuß gegen Alles, was als Zwang erschien. Mit dem Feldgeschrei: **In tyrannos!** schickt er die Räuber in die Welt**), und der aufsteigende Löwe als Sinnbild kündigt den Sinn des Dichters an. Auch die jetzige medizinische Inschrift, zu deutsch: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer" — ist noch kräftig genug. Das Studentenleben Karl Moors mit seinen 40,000 Dukaten Schulden, sein Räuberleben, bei dem er vorwitzig der Vorsehung in's Handwerk pfuscht, strafend, wo ihr Arm zu säumen scheint, sein Wunsch, „vor ein Heer Kerls gestellt zu werden, wie er selber, um aus Deutschland eine Republik zu machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollten", sind Ausgeburten eines schrankenlosen Sinnes, und das freie Leben dieser Räuber, diese „Kolosse ausbrütende Freiheit" ist weit entfernt von dem späteren reinen Ideal des Dichters. Aber wenn sich hier Kühnes und Frevelhaftes mischt, vor dem trunkenen Auge des Dichters in Eins zusammenschmelzend, vor dem klaren Blicke des beurtheilenden Denkers wird es richtig gesondert***). Doch auch Karl Moor selbst erkennt seinen Irrthum, und während er sich früher vergeblich bemüht hat, sich selbst den Glauben an die allwaltende Vorsicht auszureden, beugt er sich zuletzt willig vor ihrer Macht und bereut seine wilden Frevel; und indem er sich dem Schwerte des Richters überliefert, sühnt er die beleidigten Gesetze, diese Repräsentanten der sittlichen Weltordnung in den menschlichen Verhältnissen.

---

*) Melancholie an Laura.

**) Freilich erst die zweite Auflage, während die erste eine unverfängliche Vignette hatte.

***) S. die anonyme Selbstkritik Schillers über die Räuber im würtemberg. Repertorium von 1782, die mit den Worten schließt: „Er (der Verfasser) soll Arzt bei einem würtembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherren Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in **Emeticis** ebenso lieben als in **Aestheticis**, ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fiesco ist in seiner ursprünglichen Bearbeitung ein republikanisches Stück, in welchem der vaterlandsliebende Republikanersinn über die Versuchungen des Ehrgeizes und über den Druck der Tyrannei siegt, während jetzt der Ehrgeiz die Stimme des Republikanismus übertäubt, obschon er zuletzt den Untergang findet, da er glaubt gewonnen zu haben. Auch hier fehlt noch Maß und Schönheit im höchsten Grade, aber der allgemeine Sinn in jener ersten Bearbeitung war ein edler und wahrer Freiheit angemessen. „Wenn jeder von uns," sagt Schiller in seiner Vorerinnerung an das Publikum (1784), „zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens."

Wie er in Kabale und Liebe, wo sich übrigens die sittlichen Vorstellungen noch unklar genug mischen, das Recht des Herzens der kastenartigen Geschlossenheit der Stände gegenüber geltend macht, das natürliche Gefühl und das Gewissen der vornehmen Verdorbenheit gegenüber, die sich leichter jede Ausschweifung und kaltblütiges Verbrechen verzieh als eine Verletzung der Etikette, das ist bekannt und deutlich genug.

Im Don Carlos endlich tritt das Ideal der Freiheit selbst zu Tage. Gedankenfreiheit und ein auf die menschliche Würde gegründetes selbständiges Weltbürgerthum. Bedeutungsschwer mögen damals jene Worte an den König: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" in den stillnahenden Gang gewaltiger Ereignisse hineingeklungen haben. Hier treten wir nun schon in den Mittelpunkt der schillerschen Freiheitsgedanken, welche aus seinem Gottesbegriff entspringen, aus dem er überhaupt die ganze Philosophie „herabgeleitet sehn" wollte*). Der Marquis Posa, der Träger dieser Freiheitsgedanken, sagt zu dem Könige (Aufz. III, 10):

Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkür sich ergötzen. —
Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze!
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: Die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.

Dieses erhabene Muster soll der spanische König nachahmen. Verzichtend auf den Glanz eigner unumschränkter Gewalt, soll er, im Glauben an die Würde des Menschen, durch die Freiheit seinen Unterthanen diese Menschenwürde zurückgeben. Ein Irrthum des vorigen Jahrhunderts aus den Zeiten vor der Revolution, daß Freiheit und Menschenwürde sich von aufgeklärten Fürsten von oben her den Völkern verleihen ließe. Auch im Don Carlos tragen übrigens diese Freiheitsideen noch hinaus über die einfachen und natürlichen Gebote der Sittlichkeit; wenigstens können wir es nicht anders verstehn, wenn Posa beim Abschied von der Königin dieser erklärt, daß kein feiges Vorurtheil ihm den Glauben zerstören soll, sie und Don Carlos gehörten für einander, und sie auffordert, diesen ewig zu lieben und sich nicht durch Menschenfurcht oder falschen Heldenmuth zu nichtiger Verleugnung versuchen zu lassen.

Mit Don Carlos aber treten wir in den Dramen aus diesem abstrakten Gebiete der Freiheit. In der Jungfrau von Orleans steht die Vaterlandsliebe vor uns, Befreiung suchend und begeistert Freiheit bringend von dem auswärtigen Eroberer. In Wilhelm Tell ist es ein einfaches frommes Hirtenvolk, das unwürdigem Zwang und gewaltsamer Unterdrückung gegenüber aufsteht, althergebrachte Sitte und wohlversichertes Recht

*) Brief Schillers an Körner vom 8. August 1787.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu schützen, des Fremden nicht begierig und noch im Zorn die Menschheit ehrend. Freilich wird auch der besondre Fall dieses Aufstandes gegen willkürlichen Despotismus aus einem allgemeinen Recht und aus dem ittlichen Begriff der Freiheit hergeleitet. Bei der Zusammenkunft auf dem Rütli sagt Stauffacher:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst u. s. w.

Weil sich denn aber diese besonderen Erscheinungen stets herausentwickeln aus allgemeinen Gedanken, ist es vor allem nöthig, diese allgemeinen Grundgedanken selbst aufzusuchen.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Die Freiheit gehört somit nach Schiller wesentlich zum Begriff des Menschen, sie ist ein innerlicher, unverlierbarer Besitz, von den äußeren Verhältnissen unabhängig; aber diese Idee der Freiheit wird auch mit Nothwendigkeit eine Verwirklichung suchen in den menschlichen Verhältnissen.

Vollständig frei ist nur Gott, er ist allein in sich selbst gegründet, er bestimmt sich durchaus nur aus sich selbst, und diese vollständige Bestimmung nach eigenem und ewig unveränderlichem Gesetz ist allein wahre Freiheit*). Für ihn gibt es keine von außen herantretende physische Nothwendigkeit. Der Mensch also, „der die Anlage zur Gottheit unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit trägt," ist nur insoweit frei, als er diese Anlage zur Darstellung bringt, insoweit, als er gottähnlich ist. Willkür, d. h. die Möglichkeit der Wahl, ist die Voraussetzung der Freiheit, ohne Wahl kann keine Freiheit sein, da ist nur Nöthigung vorhanden, aber was die wilde Begier für Freiheit ausruft, die sich lüstern von der heil'gen Natur losringt**), das ist nicht Freiheit, denn es setzt den Menschen mit seinem wahren Wesen in Widerspruch. Die Aufklärung des Verstandes, die zu moralischem Unglauben führt, ist weit davon entfernt den Menschen frei zu machen, indem sie grade die ihn befreiende Kraft lähmt.

Auch das Gesetz, wenn es ihm nur von außen entgegentritt, wäre es selbst durch die höchste göttliche Autorität geheiligt, macht den Menschen nicht frei. Selbstbestimmung ist Freiheit, nicht Befolgung eines von außen an uns herantretenden Gebotes. Auf keinem anderen Wege also kann der Mensch zu voller Freiheit gelangen, als wenn er Gott in seinen eigenen Willen aufnimmt.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Sucht der Mensch auf einem äußeren Wege die Erfüllung des Gesetzes zu erreichen, es wird ihm nicht gelingen, ihm gegenüber wird er „in seiner traurigen Blöße dastehn". So ging Schiller über Kants kategorischen Imperativ hinaus, nach dem Tugend und Neigung nicht zusammenfallen durften, wonach also das mit Neigung gethane Gute verdächtig und unecht erscheint; Schiller vielmehr sucht die Freiheit grade in der

*) Hierzu ließen sich viele Stellen anführen, vgl. aber besonders „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen Brief 11, Worte des Glaubens Strophe 4.

**) Spaziergang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Uebereinstimmung des vernünftigen Willens mit sich selbst, also in der im Menschen göttlich treibenden Kraft; darin liegt ihm die sittliche Vollendung.

Im Anfang der Menschengeschichte, wie in der Kindheit gibt es einen freiheitähnlichen Zustand, wo statt der Vernunft ein mit sich einiger Instinkt den Menschen leitete und leitet; aber das ist nicht Freiheit; dabei stehn zu bleiben ist nicht die Aufgabe des Menschen: durch Zwiespalt und Zweifel, Drangsal und Elend muß er sich hindurcharbeiten zu einer zweiten höheren Natur des überwundenen, nicht des noch verhüllten Gegensatzes*); diese Freiheit entspringt nur aus dem bewußten Aufnehmen der Gottheit in den eigenen Willen.

Doch ist denn jener Riß in der menschlichen Natur nicht für immer trennend? bleibt nicht eine ewige Scheidung zwischen dem Dort und Hier? Sieht sich der Mensch, so hoffnungsvoll und gläubig er sich in den Nachen wirft und auf dem großen Strome nach Osten fährt, nicht zuletzt hinausgewiesen in ein endloses, unermeßliches Meer? „Du mußt glauben, du mußt wagen!" ruft uns Schiller zu. Erkühne dich weise zu sein! (**sapere aude!**) sagt er mit dem Lateiner. Aeußere Beweise dafür findet er nicht, aber der inneren Stimme muß man trauen und folgen, sie legt unumstößliches Zeugniß ab für die ewigen Wahrheiten. Ein zweiter Columbus muß man „dem leitenden Gott trauen, und zuversichtlich dem schweigenden Weltmeere folgen, mag auch der Witz höhnen". Der Zweifler wird es nie erreichen, nie der Egoist, der, von seinem Geschlechte gesondert, sich selbstgenugsam auf sich selbst allein stellt; denn so sehr auch die Freiheit des Menschen in der Persönlichkeit liegt, die selbstsüchtige Vereinzelung ist ein „fortgesetzter Selbstmord" und hebt die Freiheit auf.

Kommt auch das Gute, das Nothwendige und Ewige durch den Menschen nie zu vollendeter Darstellung, schon in der Richtung darauf ist Freiheit gegeben. Aber unterjocht denn nicht, so sehr er sich als Geist in das Gebiet des Nothwendigen und Ewigen erhebt, den Menschen eine äußere Nothwendigkeit? Muß er nicht leiden? Bedrängen ihn nicht die mannigfachsten Widerwärtigkeiten? Wohl schauen auch aus schillerschen Dichtungen die grauenvollen Gespenster eines unabänderlichen blinden Fatums hervor, am meisten in der Braut von Messina, welches Stück uns auch deshalb schon als verfehlt erscheint. Hier ist es in der That Entsetzen erregend, wie der Mensch dem Schicksal rettungslos verfällt, wie es ihn in Schuld und Untergang hineinführt. In jener Scene, in welcher die Mutter dem einen Sohne nicht sagen will, wo der Aufenthalt Beatricens sei, während sie es doch gleich darauf dem andern sagt — und hieran hängt das ganze Stück — hat Schiller wirklich die Absicht gehabt, zu zeigen, wie das Fatum der Mutter auf eine grausige Weise den Mund geschlossen und dann erst wieder geöffnet, als der zweite Sohn gekommen**). Aber mit dem letzten Ausspruche: „Der Uebel größtes ist die Schuld" versetzt uns Schiller wieder in das Gebiet der Freiheit. Wo eine blinde Nothwendigkeit waltet, da ist keine Schuld, wo Schuld, da ist Freiheit (d. h. die Möglichkeit der Freiheit). Auch die Sterne im Wallenstein scheinen wie ein Verhängniß haben wirken zu sollen, wie es im Prolog von der Kunst des Dichters heißt:

> Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
> Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
> Den unglückseligen Gestirnen zu. —

Doch in der That ist dieses Verhängniß nicht herrschend eingeführt; um Wallensteins verblendetes Zutrauen gegen Octavio, dann gegen Buttler zu erklären, bedürfen wir keines Fatums; ist es doch eine eigenthümliche Fügung der Vorsehung, daß der Schuldige sich grade oft durch die besseren Triebe seines Herzens zu Grunde richtet. — Als poetisches Mittel, bekennt Schiller gegen Göthe, könne man diese „dunkeln Stellen" wohl benutzen, in seiner Ueberzeugung hat er sich dem aber nie hingegeben; und wenn er es auch nicht unternommen hat, menschliche Freiheit und göttliche Vorsehung in ihrer Begrenzung oder Durchdringung begrifflich darzulegen: als Forderungen des vernünftigen Denkens, als Thatsachen der innersten Ueberzeugung, also als Wahrheiten hat er sie stets hingestellt, in sicherm Bewußtsein, die eine hebe die andre nicht auf. Schon jene oben angeführten Worte des Marquis Posa enthalten diesen Sinn, aber die Stellen dafür sind zahlreich.

---

*) Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde.

**) Vergl. Briefe von Heinrich Voß herausg. von Abraham Voß S. 104.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freilich, sagt er, wird der auslegende Forscher vorsichtig sein müssen in seinen Deutungen, aber das höchste Problem des Geschichtsstudiums ist es, die göttliche Weltordnung zu ergründen, zu entdecken wie „die regellos schweifende Freiheit des Menschen am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird". Selbst Irrthum und Sünde nehmen eine Stelle ein in dem göttlichen Weltplane, auf dem Einzelnen lasten sie als Mangel und Schuld, aber des Ganzen Entwicklung vermögen sie nicht zu hemmen*). In dieser geläuterten Vorstellung sittlicher Weltordnung sucht Schiller auch den Vorzug der neuen Tragödie vor der Tragödie der Alten; denn bei der blinden Unterwerfung unter die dort herrschende Nothwendigkeit des Schicksals blieb immer noch ein unaufgelöster Knoten zurück, während bei uns durch das deutliche Bewußtsein einer höheren Ordnung, eines gütigen Willens eine Unzufriedenheit mit dem Schicksale nicht aufkommen kann. Wir finden in dem Großen und Ganzen moralische Uebereinstimmung und die vollkommenste Zweckmäßigkeit; die scheinbare Verletzung derselben im einzelnen Falle wird bloß ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung des besonderen Falles aufzusuchen, und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen**). Bei der Gottheit allerdings ist jede Bestimmung von außen her undenkbar, „Person und Zustand sind Eins," aber bei dem Menschen wechselt der Zustand, und seine Freiheit besteht nur darin, in dem wechselnden Schicksal, in dem Leiden selbst, seine „ewige Person," sein Ich aufrecht zu erhalten. In diesem Sinne ist der Mensch frei, und würd' er in Ketten geboren. „Mit freier Resignation muß er sich unter das Joch beugen, dann hört es auf für ihn ein Joch zu sein," wie auch auf dem Gebiete der Erkenntniß, dürfen wir hinzufügen, der Mensch es nicht als Unfreiheit empfindet, wenn er die Schranken derselben begreifend, nun nicht mehr wie ein Gefangener unwillig an seinen Ketten zerrt, sondern das ihm eigenthümliche Gebiet mit ungehemmtem Schritte durchmißt.

Freilich ist es menschlich, wenn das Leiden, sei es eignes, sei es fremdes, uns mit Schmerz erfüllt.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz! —
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Dennoch preist der Dichter mit richtigem Verständniß der menschlichen Natur, das Leiden als den Weg zur Tugend, also zur Freiheit, indem er sagt:

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

Und des Leidenden Anblick gemahnt ihn an die Götter des Himmels, die er bei dem Anblick des Glücklichen vergißt***). In der That, dem Menschen, diesem Geschöpfe zweier Welten, ist es nicht gegeben, unter fortlaufendem Glücke die wahre göttliche Freiheit zu behaupten****), und wenn auch die Alten Unrecht hatten mit ihrer Idee vom Götterneide, die in dem Ring des Polykrates poetisch behandelt ist, so ahnten sie doch richtig, daß in dem stätigen Glücke die größte Gefahr liege, während in dem Leiden eine für den Menschen wohlthätige Zucht gegeben sei. Das Leiden scheidet den Menschen vom unmittelbar sinnlichen Interesse und hin-

*) Vergl. hierzu: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? auch die philosoph. Briefe.
**) Vergl. Ueber die tragische Kunst 1792.
***) S. das Epigramm „Theophanie".
****) Vergl. das Ende des Aufsatzes: „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dert ihn, „sich zu fesseln an die Reiche des Todes dadurch, daß er von seines Gartens Frucht genießt;" in sinnlicher Befriedigung hingegen läuft der Mensch Gefahr seine sittliche Aufgabe zu vergessen, und er verliert so seine Freiheit an die fliehenden Erscheinungen, während er doch gerade sein ewiges Ich aufrecht erhalten sollte in der „Flucht der Erscheinungen". Indem sich der Mensch der weiseren Leitung der göttlichen Vorsicht unterwirft, wird der göttliche Wille auch hier sein eigener, und er hält seine Freiheit aufrecht.

In dem Gleichmaße rein göttlicher Freiheit sich zu bewegen, das allerdings ist dem sterblichen Menschen nicht gegeben, seine Freiheit enthält Momente eines harten Kampfes, und eine tapfre Gegenwehr des Geistes ist nöthig dem eindringenden Bedürfnisse und der Begierde gegenüber; aber voll Würde und Erhabenheit geht der tugendhafte Mensch aus diesem Kampfe hervor, und seine Freiheit ist wieder hergestellt. Selbst der Tod hebt durch seine physische Macht die Freiheit nicht auf, wenn ihm der Mensch zuvorkommt durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesse, und vor der physischen Auflösung seine Auflösung so zu sagen moralisch vollzieht*). „In der heiligen Freiheit der Geister" hört auch dieser Zwang und Schrecken auf.

Außer dieser sittlichen Freiheit, die in der unerschütterlichen Herrschaft des Geistes und des sittlichen Wollens besteht dem Interesse der Sinne gegenüber, gibt es eine andre Form der Freiheit, welche sich an die Totalität des Menschen wendet, als eines geistigen und zugleich auch sinnlichen. Auf dem Gebiete der Schönheit findet eine solche Aussöhnung beider Seiten statt, und die Kunst ist diejenige menschliche Thätigkeit, welche in ihren Darstellungen diese Aussöhnung vollzieht. Sie drückt auch der Erscheinung das Gepräge der Freiheit auf**). Diese Freiheit in der Erscheinung ist allerdings nicht zu verwechseln mit der sittlichen Freiheit, ja indem sie sich zunächst an die Sinnlichkeit wendet, könnte sie der Moralität des Charakters gefährlich sein, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung des Sittlichen schwer werden sollte***). Indeß die Schönheit befreit den Menschen doch von Rohheit und Begierde, sie erhebt ihn über die unmittelbare schlechte Sinnlichkeit, erschließt ihm den Sinn für Maß, Gesetz, Uebereinstimmung, und indem sie das Wogen der Leidenschaften in seinem Herzen ebnet, macht sie ihn auch für das Sittliche frei. So leitet die Kunst, vom Sinnlichen ausgehend, aber indem sie ihn auch sogleich darüber erhebt, den Menschen durch immer reinere Formen, durch immer höhere Schönheit, bis er „durch die letzte glückliche Begeisterung in die Arme der Wahrheit gleitet", und wiederum der vollendeten Wahrheit und der vollendeten Sittlichkeit ist der Stempel der Schönheit aufgeprägt.

Das Höchste, was der Mensch auf dem sittlichen Gebiete erreichen kann, ist die Charakterschönheit d. h. die Eigenschaft des Charakters, nach welcher die Pflicht zur Natur geworden ist, das sittliche Handeln also nicht mehr erscheint als Kampf und Ueberwindung, sondern als eine freie Wirkung der Natur. Hier ist also nicht mehr eine Freiheit in der Idee, sondern in der Erscheinung selbst. Die Tugend ist nicht mehr etwas Schwieriges, denn die Neigung führt zu ihr, das leitende Gebot liegt ganz in der Seele des Menschen, indem er, müssen wir sagen, die Gottheit selbst statt des Gesetzes in seinen Willen aufgenommen hat. Nun ist Alles Leben und treibende Kraft. Wie Schiller es als die Aufgabe der Dichtkunst bezeichnet, der Menschheit ihren möglichst vollkommenen Ausdruck zu geben, so gestaltet sich nun diese höchste Vollkommenheit des Menschen nach allen Seiten als Kunstwerk. Deshalb nennt auch Schiller in einem Briefe an Göthe (17. August 1795) das Christenthum die einzige ästhetische Religion, indem er den Charakterzug desselben in nichts Anderem als in der Aufhebung des Gesetzes sucht, oder des kantischen Imperativs, an dessen Stelle es eine freie Neigung gesetzt haben will. In seiner reinen Form ist es ihm Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen. So sehen wir uns auf dem Wege der Schönheit und Sittlichkeit zur Höhe der christlichen Religion und in ihr zur vollendeten Freiheit hinaufgeführt. Freilich erscheint dieses Schiller mehr als eine im Christenthum liegende Idee, die ihm nicht Fleisch und Blut geworden, und nicht den gekreuzigten und auferstandenen Menschensohn macht er zum Repräsentanten der zur vollen Freiheit

*) Ueber das Erhabene.

**) Schiller an Körner 23. Febr. 1793 Freiheit in der Erscheinung ist Eins mit der Schönheit.

***) Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. So das Ende der Abhandlung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erhobenen Menschheit, sondern Herkules, der durch Leiden und Kampf geprüft, endlich aus den Flammen des Scheiterhaufens emporschwebt zur Schönheit sittlicher Vollendung und zur vollen göttlichen Glückseligkeit. Eine Idylle höheren Styls, deren Gegenstand die Vermählung des Herkules mit Hebe, der Göttin ewiger Jugend, sein sollte, schwebt ihm als die höchste Aufgabe der Poesie vor*). Dennoch scheint es uns, als habe er nur eben nicht das letzte Wort ausgesprochen, um an der Stelle jener schattenhaften Göttergestalten das ewige Bild des Menschensohnes aufzurichten.

Ueberhaupt hat Schiller nicht die freimachende Kraft der Religion in ihrer ganzen Lebensfülle erkannt, so daß sie ihm mehr als eine Krücke der Sittlichkeit erscheint; aber dennoch hat ihm nicht gefehlt „jenes unmittelbare Bewußtsein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige," was doch das Wesen der Religion ausmacht**). Indem Schiller das unmittelbare Bewußtsein, wie es sich im Genius offenbart, höher stellt als das wissenschaftliche Erkennen, indem er mit hoffender und glaubender Gewißheit die ewigen Gedanken der Wahrheit, Freiheit, Tugend festhält, ohne sich irre machen zu lassen durch die hohnlächelnde Welt, die in selbstsüchtiger Verblendung solche allgemeine Güter als Hirngespinnste ansieht, als Reflexe krankhaft aufgeregter Einbildungskraft, treibt ihn nichts Andres als der unmittelbar „im Busen" empfundene und erfahrene Gott. Gott aber so unmittelbar im Busen empfinden das heißt Religion haben.

Wie nun aber Gott vermöge seiner unendlichen Freiheit und schöpferischen Kraft allem Erscheinen das Gepräge der Freiheit aufdrücken muß***), wie er als Vorsicht das mannichfaltige Spiel der menschlichen Verhältnisse und Schicksale regelt und so gewissermaßen mehr und mehr seine erste Schöpfung sittlich noch einmal schafft, muß auch der Mensch seine Freiheit in seinen Schöpfungen darstellen, denn er ist göttlichen Geschlechtes, „die Anlage zur Gottheit liegt in ihm". Das thut er im Gebiete der Schönheit, wo er dem großen Schöpfer nachschafft, das Todte geistig belebt und beseelt, das thut er namentlich aber auch auf dem sittlichen Gebiet. Und da der Mensch kein vereinzeltes Individuum ist, sondern das Glied einer sittlichen Gemeinschaft, wird er nicht nur sein eigenes Leben als ein sittliches Kunstwerk darzustellen und auszuwirken suchen, sondern auch diese sittliche Gemeinschaft, er wird auch dort sich bemühen, die unendliche Freiheit, das Wesen der Gottheit zur Geltung zu bringen.

So dachte schon der Marquis Posa, wenn er selbst durch König Philipp sein Freiheitsideal verwirklichen wollte. Aber wie? hat denn nicht Schiller später als er der französischen Revolution widersagte, als er für Ludwig **XVI.** in einer Vertheidigungsschrift eintreten wollte****), und dann nach dem Morde des Königs die Revolutionsmänner elende Schinderknechte nannte†), hat er da nicht den Gedanken einer Freiheitsverwirklichung in den menschlichen Verhältnissen als eine Phantasie bei Seite geworfen? Wir haben in der That manche herbe und manche, wie es scheint, trostlose Stelle in diesem Sinne in den schillerschen Dichtungen. Diese Stimmung reißt ihn hin zur ungerechten Bitterkeit gegen Georg Forster††), der seine Irrthümer schwer genug gebüßt hatte, und gegen den alten Klopstock†††) der lange seine Freiheitshoffnungen an die französische Tricolore knüpfte, bis er seinen Irrthum erkannte und bekannte und jenes Wortungeheuer schuf: „Clubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik". Daher auch jene Schilderung der Revolutionsschrecken in der Glocke und die Verse:

---

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Vergl. auch die 2 letzten Strophen von Ideal und Leben.

**) Schleiermacher, Reden über die Religion u. s. w. 1. Rede.

***) Brief 11 über die ästhet. Erzieh. des Menschen.

****) Schiller an Körner 21. Dezember 1792, also zu einer Zeit, wo man ihm grade in Paris als **Monsieur Gille** den französischen Bürgerbrief ausstellte.

†) 8. Febr. 1793 an Körner.

††) S. Xenion 347, 348.

†††) S. Xenion 349.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Je reiner Schiller das Ideal der Freiheit in sich trug, desto mehr mußte ihn jeder Greuel zurückstoßen, der in ihrem Namen begangen wurde; je höher er die Freiheit ehrte, welche sich auf die Vernunft gründet, desto mehr mußte er die Freiheit verabscheuen, nach welcher die Begierde strebt; Despotismus der Freiheitsverkündiger war ihm nicht weniger Despotismus, als wenn er von Tyrannen auf Fürstenthronen ausging. Freilich in voller Verwirklichung konnte er die Freiheit nicht finden, und das durfte der Dichter wohl am Anfange des neuen Jahrhunderts in klagenden Tönen aussprechen:

Ach, umsonst auf allen Ländercharten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum:
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Damit würden wir denn allerdings aus dem Gebiet der Wirklichkeit ganz hinausgewiesen sein und die Freiheit nur suchen dürfen im Gebiete der Idee. Indeß schon aus Schillers Gottesbegriff, wonach die göttliche Schöpferkraft allem Möglichen, also grade den Ideen, Wirklichkeit verleiht, nach seinem Begriffe von der sittlichen Weltordnung ist es nicht möglich diese Anschauung für seine letzte Grundanschauung zu halten. Es mag allerdings ein endloser Prozeß sein, aber „eine goldne Zeit wird kommen, wo das Gute und Rechte siegt", eine Zeit also, wo die Freiheit sich auch in dem gemeinsamen Leben der Menschen entfaltet.

In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen (Brief 3) setzt Schiller als Aufgabe, daß der Mensch den Naturstaat, in den ihn Noth und Befürfniß hineingeworfen, umschaffe in ein Werk seiner freien Wahl und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen erhebe, mit anderen Worten, daß er den Staat nach den Geboten der Sittlichkeit regle, also in das Gebiet der Freiheit überführe. Eine Aufgabe stellt aber nur der, welcher wenigstens an ihre relative Erfüllbarkeit glaubt. Ueber diesem ethischen Staat steht ihm dann noch als höchstes Ideal ein ästhetischer Staat, dessen Grundsatz es ist, „Freiheit zu geben durch Freiheit". „Während der ethische Staat den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft, vollzieht der ästhetische den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums. Dieser Staat des schönen Scheines ist ihm freilich nur in einigen auserlesenen Zirkeln verwirklicht. Gehen wir diesem Begriff auf den Grund, so werden wir einen ästhetischen Staat im schillerschen Sinn vor uns haben, wenn er sich nur auf die reine Sittlichkeit gründet und sich nicht durch Zwang und in äußeren Gesetzen verwirklicht, sondern durch die sittliche Freiheit des Einzelnen, die nun in vollendeter Harmonie steht mit der Freiheit des Ganzen. Das wird dann sein, wenn die einzige ästhetische Religion (im schillerschen Sinne), das Christenthum, in volles Leben getreten ist und in „die eherne Welt" statt des Gesetzes die treibende und freimachende Kraft der Liebe zurückgeführt hat, der Schiller schon in seinen frühesten Dichtungen wie in seinen philosophischen Gesprächen so manches herrliche Wort widmet.

Auf dem praktischen Boden der Staatsweisheit darf man sich aber nicht in Abstraktionen bewegen, hier handelt es sich darum die Idee darzustellen in den wirklichen Verhältnissen. So sehn wir denn auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schiller in dieser Hinsicht sich in's Engere und Bestimmtere zusammenziehn. Anfangs ward ihm der Gedanke an das Vaterland ganz verschlungen durch die Idee des allgemeinen Weltbürgerthums, schon dem Knaben war das Vaterland zu enge, und er sehnte sich hinein in die Welt, und noch später schien ihm die Wirksamkeit auf eine Nation zu einseitig; dann aber lernte er Humanität und Patriotismus vereinigen; er erkannte wie auch dem Dichter die Sprache ein nationales Gepräge aufdrücke, er sehnte sich selbst nach seinem Vaterlande Schwaben, und manches herrliche Wort vom Vaterlande, auch lebendige Bilder der Vaterlandsliebe und ihres Zusammenhanges mit der Freiheit hat er uns vorgeführt; ich erinnere nur an die schöne Stelle im Spaziergang, an die Jungfrau, an Wilhelm Tell. Wem tönte nicht des Dichters Ruf in den Ohren: „An's Vaterland, an's theure schließ dich an!" und wer wüßte nicht, daß er „den Trieb zum Vaterlande" das theuerste der Bande nennt?

Wie nun Schiller in der allgemeinen Freiheitsentwickelung innerhalb des Weltbürger-Begriffes dem Vaterlande und dem einzelnen Staate richtig seine Stelle anzuweisen gewußt hat, so hat er auch andrerseits dem Staate gegenüber das unveräußerliche Recht des Individuums aufrecht zu halten gewußt. Wie ein feierlicher Protest gegen die Leibeigenschaft, die damals noch als ein barbarischer Greuel auch auf unsrem deutschen Vaterlande lastete, tönt das letzte Wort, das Schiller überhaupt von der Bühne herab geredet hat, aus dem Munde des Rudenz: „Frei erklär' ich alle meine Knechte".

*) „Alles darf dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie". Obwohl nun Schiller die lykurgische Verfassung bewundert, weil in ihr der Staat zuerst als ein Kunstwerk behandelt wurde, während seine Bildung bis dahin dem Zufall und der Leidenschaft preisgegeben war, verwirft er sie deshalb doch, weil in Sparta die natürlichsten und schönsten Gefühle zum Opfer gebracht wurden; „weil die ganze Moralität preisgegeben wurde, um Etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann".

Jeden Versuch „den Geist in ein tönendes Wort zu kerkern", sei es auf dem politischen, sei es auf dem religiösen Gebiete, (das ästhetische wird natürlich nicht ausgeschlossen), tadelt er und ruft mahnend denen zu, die solches unternehmen, daß der freie Geist im Sturme fortwandle**). Wenn denn auch Solons Verfassung das politische Ideal nicht erfüllt, was dem Gesetzgeber immer nur unvollkommen gelingen wird, so scheint ihm dieselbe doch darum so bewundernswerth, weil er den Menschen nie dem Staate aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. „Er gründete seine Gesetzgebung auf das Grundprinzipium aller echten Staatskunst: sich die Gesetze selbst zu geben, denen man gehorchen soll und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterlande, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen, zu erfüllen". Freilich streifte Solons Staatsform an die Anarchie, und im Geiste wahrer Demokratie die glückliche Mitte zu treffen, welche gleich weit entfernt sei von Gesetzlosigkeit wie von aristokratischem Despotismus erscheint Schiller als das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen***).

Der Freiheit also läuft es zuwider, das Individuum dem Staate zu opfern: so ist es auch durchaus freiheitswidrig das gegenwärtige Geschlecht dem künftigen zu opfern. Entschieden tritt Schiller jenen Fanatikern der Idee entgegen, die im Stande waren aus Bruderliebe ihren Mitmenschen zu tödten****). Hart werden

*) Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

**) Worte des Wahns.

) Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. — *) Jenes Bekannte: Sei mein Bruder, oder ich schlage dich todt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die getadelt, welche „ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen"*). Die große Aufgabe, den Staat seiner Idee zuzuführen als die Anstalt, wo die einzelne Freiheit und die allgemeine Freiheit in dem rechten Wechselverhältnisse stehn, und wo sich alle Anlagen des Menschen auf's Vollkommenste zu entfalten vermögen, muß gelöst werden, indem das lebendige Uhrwerk des Staates gebessert wird, nicht indem man die Räder desselben zum Stillstande bringt**).

Weil die Freiheit des Menschen nicht die Freiheit des Thieres in der Wüste ist, dessen Begierden durch das Naturgebot gezähmt werden, auch nicht die Freiheit des Gottes, der in sich selbst das Gesetz trägt, muß sich des Menschen Freiheit auf die Sitte gründen***), auf ein Uebereinkommen, auf das Gesetz. Das ist eine menschenerhaltende Gottheit, seine Schrift, die in den Furchen das Eigenthum des Landmanns scheidet, ist eine freundliche****). So preist auch Schiller die Ordnung als eine segenreiche Himmelstochter. Soll der gesittete menschliche Zustand nicht in Frage kommen, so muß das Gesetz herrschen. Diesem Gesetze aber gegenüber läßt sich wiederum die menschliche Freiheit nicht aufrecht erhalten, wenn es der Mensch allein erfüllen muß, nur durch das Wollen des Gesetzes bleibt er frei. Hier steht er wieder in einem ähnlichen Verhältnisse wie zur Gottheit, deren Vorsehung gegenüber er auch die Beschränkung wollen muß. Freilich muß auch das Gesetz geschöpft sein aus der Fülle der göttlichen Freiheit, ein Abbild der sittlichen Weltordnung.

In diesem Sinne soll denn der Mensch schöpferisch auftreten in seinem Kreise, getrieben von der lebendigen Kraft der Sittlichkeit, von dem freisten Gefühl der Liebe, deren schwacher Ersatz nur das Gesetz ist. Nicht groß genug kann man demnach von der Menschheit denken; wie man sie im Busen trägt, wird man sie auch in Thaten ausprägen†), aber nicht bei dem großen Haufen darf man die Majestät der Menschennatur suchen, von jeher hat sie nur bei Wenigen gewohnt††). Auch ein Eigenthum der Partei sind die ewigen Güter der Menschheit nicht, Wahrheit und Freiheit†††). So sehn wir Schiller, die Augen fest auf's Ziel gerichtet, nur den echten Stimmen folgen, die aus dem Wesen der Gottheit heraus durch das Organ unsres eigenen Innern zu uns sprechen, und deren wahrer Verkündiger der Genius ist auf jedem Gebiete. Oeffnen wir nur ihnen unser Ohr, dann wird sich ohne gewaltsame Unterbrechung auch im Kunstwerke des Staates die Freiheit mehr und mehr auswirken. Dieser echten Freiheit wahrer Verkündiger und Apostel ist aber auch Schiller. Mag stets eine äußere Erscheinung die andere ablösen, die ewigen Grundlagen der Freiheit hat Schiller richtig erkannt. Sie ist Selbstbestimmung nach dem eigenen inneren Gesetz, das aber nicht als ein Gesetz wirkt, sondern als eine treibende Kraft, getragen von dem freien Gefühl der Neigung und der unendlichen Liebe, die auch berufen ist in der menschlichen Gemeinschaft einst das Gesetz abzulösen. Dann freilich muß jeder Einzelne die Gottheit aufgenommen haben in seinen Willen und die Ordnung der Gemeinschaft Eins sein mit der göttlichen Weltordnung. Dann hoffen die Menschen nicht mehr die Seligkeit göttlicher Freiheit, dann besitzen sie dieselbe schon, ein unverlierbares Gut. Dann gibt es auch auf der Erde keinen Sklaven mehr, sondern nur Kinder des Hauses, und jenes höchste Ideal, das Schiller den ästhetischen Staat nennt, ist verwirklicht.

Schiller war aber nicht einer von jenen Aposteln, die ihre Lehren durch ihr Leben Lügen strafen, er hat sie vielmehr bewährt in Leiden, in Noth, im Kampf mit dem Tode. Seine dichterischen Schöpfungen lehren

---

*) Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.
**) Brief 3 über die ästh. Erz. u. s. w.
***) Eleus. Fest vorletzte Strophe.
****) Spaziergang.
†) An einen Weltverbesserer.
††) **Majestas populi.**
†††) Widmung des Wilhelm Tell. S. die Gesetzgebung des Lykurg und Solon bei Gelegenheit des solonischen Gesetzes gegen die politische Neutralität.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht bloß Freiheit, sie tragen auch ganz das Gepräge der göttlichen Freiheit des Genius an sich. Und wenn wir hören, daß er beim letzten Anblick des schönen Abendhimmels am Abend vor seinem Tode versicherte, es gehe ihm immer leichter, immer heiterer, wem fällt da nicht die letzte Strophe ein von Ideal und Leben, wo Herkules hinaufschwebt zu den Höhen des Olympus, indem tiefer und tiefer das schwere Traumbild des Erdenlebens sinkt?

Möge aus dem Munde dieses reinen und freien Geistes noch für manches kommende Geschlecht die Lehre von der göttlichen Freiheit ertönen.

Anm. Die weitere Entwicklung des Begriffes der Schönheit aus dem Freiheitsbegriffe mußte wegen der enggezogenen Grenzen des Aufsatzes unterbleiben. Außer den ästhetischen Schriften Schillers, die in seine Werke aufgenommen sind, ist besonders wichtig der Briefwechsel mit Körner, und zwar die Briefe vom 8., 18., 19., 23., Februar und vom 20. Juni 1793.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf